Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Das Gedicht
Autor: Kervin, F.K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571670

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

praktischen Leben Entsprechendes zu bieten. Wo ein Wille, ist auch ein Weg. Richtig ist auch, daß nicht alle Lehrer sich für diesen Unterricht eignen oder die nötige Lust und Liebe für ihn mitbringen mögen. An den Seminarien oder noch besser in besondern Instruktions- und Ferienkursen über die Methodik dieses Unterrichts läßt sich das Fehlende ersetzen. Aber die Methodik allein tut's nicht. In diesem Unterricht sind weniger Wissen und Methode maßgebend als der Geist und die Gesinnung, die Mitteilungsgabe des Lehrers. Herz und Gemüt müssen hier mitwirken, um einen die Schüler fesselnden Unterricht zu erzielen. Er bedarf zudem gründlicher Vorbereitung und praktischer Erfahrung. Es fehlen noch geeignete Lehrmittel, namentlich für die Hand des Schülers. Es wäre eine dankbare Aufgabe der Erziehungsdirektorenkonferenz oder des Schweizerischen Gewerbeschullehrer-Vereins, ein solches zu schaffen. Auch eine Materialiensammlung für die Wirtschaftskunde wäre wünschbar, z. B. statistische Tabellen und graphische Darstellungen über den Stand und die Entwicklung von Handwerk, Industrie und Handel.

All das muß noch kommen! Bund, Kantone und Gemeinden, Schule und Familie müssen zusammenwirken, um die nationale Erziehung und den staatsbürgerlichen Unterricht wirksamer zu fördern. Die gegenwärtige ernste politische und wirtschaftliche Lage des Vaterlands mahnt uns, für diese Bestrebungen vermehrte Opfer zu bringen. Wir werden am ehesten und sichersten zum Ziel kommen, wenn wir erstens durch ein Bundesgesetz die gesamte erwerbstätige und minderjährige Jugend verpflichten, die bestehenden beruflichen Fortbildungsschulen zu besuchen, und sodann die Gewährung einer Bundessubvention an solche Schulen abhängig machen von der Einführung des staatsbürgerlichen Unterrichts als obligatorischen Faches. Hoffentlich werden Bundesbehörden und Schweizervolk diesem Postulat das richtige Verständnis entgegenbringen und die notwendige Unterstützung angedeihen lassen.

Werner Krebs, Bern.

Das Gedicht.

Nachdruck verboten.

Von F. K. Kervin, Thun.

Seit einigen Wochen befand ich mich als Patient in der Privatabteilung der Augenklinik. Nicht zum ersten Mal. Vor drei Jahren schon war ich dort nach schwerer Erkrankung beider Augen beinahe zwei Monate zu Gaste, und auch damals begrüßte mich Schwester Hedwig als einen Wohlbekannten, der als erster Patient der neuen Abteilung vor weitern fünf Jahren Genesung gesucht und gefunden. Viel hatte sich in der Klinik seit meinem letzten Aufenthalt nicht geändert. Schwester Hedwig, die Unermüdliche, immer ruhig Zuversichtliche, war ja noch da, und sie war es, die dem Ganzen das Gepräge des Unveränderlichen gab. Freilich sagte sie diesmal bei der Begrüßung am Eintrittstage, sie sei seit meinem letzten Aufenthalt nicht jünger, dafür etwas umfangreicher geworden, was ihr das viele Hin und Her nicht gerade erleichtere. Da war also doch eine Veränderung, und daß sie es mir sagen mußte, daß ich es nicht selbst feststellte, deutete auf eine weitere Veränderung hin; die brachte ich selbst mit.

Vor drei Jahren hatte ich mit gutem Erfolg, wenn auch nicht als völlig Geheilter die Klinik verlassen, und heute klopfte ich wieder an als ein Rückfälliger, zum ersten Mal seit Beginn der Erkrankung mit Visus Null, wie der technische Ausdruck lautet, also augenblicklich ohne Sehvermögen. Hatte die Schwester bei der Veränderung ein Zuviel, so war bei mir ein Zuwenig zu buchen; doch darüber ging sie, die Erfahrene, in den ersten Tagen wenigstens, stillschweigend hinweg. Zur Beseitigung dieser unliebsamen Veränderung war ich ja gekommen. Warum jetzt Worte machen, da es in einigen Wochen wieder völlig anders sein konnte?

Mit den Patienten war ich wie immer rasch in Fühlung gekommen und hatte alle die Beschwerden, die Hoffnungen und Befürchtungen, bei manchen in unendlicher Wiederholung kennen gelernt. Es waren

ganz andere Menschen mit wieder andern Krankheitserscheinungen da, als ich sie früher gefunden, und doch war es die gleiche Gesellschaft wie vor drei, vor fünf, vor acht Jahren. Die aufgeregt Klagenden, die still Bekümmerten und die sorglos Zuversichtlichen, sie waren immer vertreten, in jeder Alters- und Bildungsstufe, bei Männern oder Frauen. Es war wirklich immer wieder die gleiche Mischung von Jammer und Lachen, von Selbstbeherrschung und Feigheit, von Zuversicht und Trostlosigkeit. Und doch schien mir etwas anders zu sein als früher, schien mir jemand zu fehlen. Ich empfand eine Lücke im Klinikleben, im Kreis der Leidgenossen, dem ich wieder für längere Zeit angehören sollte.

Die Aufklärung darüber gab mir ein neuer Patient, ein Bub von sieben Jahren. Er war ein fröhlicher, ausgelassener Junge, dem der Verlust eines Auges nicht die geringsten Sorgen bereitete, der mir im Gegenteil mit großem Stolz von dem neuen Glasauge berichtete, das ihm in den nächsten Tagen eingesetzt werden und das fehlende ersetzen sollte. Er hatte sich an meinen Arm gehängt, und ich hörte beim Auf- und Niedergehen im langen Korridor seinem welschen Geplauder zu. Der Kleine war nicht leicht zu verstehen, er hatte wohl kürzlich seine vordern Milchzähne verloren, und den Inhalt mancher Mitteilung mußte ich mir aus den hastigen, zischenden Lauten etwas mühsam zusammensetzen oder erraten.

Mitten in einem eifrigen Bericht über die guten und schlechten Eigenschaften seiner Geschwister unterbrach er sich. Er hatte mich seitwärts an die Wand stoßen sehen und fragte ganz erstaunt:

„Vous êtes aveugle, monsieur?"

Wir standen einen Augenblick still. Was sollte ich antworten?

„Jetzt gerade sehe ich nicht viel, Kleiner," sagte ich schließlich und ließ ihn in den Tagesraum gehen, wo wir eben angelangt waren. Langsam der Wand nachtastend ging ich allein den Korridor zurück.

Ich hatte die Empfindung, daß irgend etwas Unsichtbares, Unmögliches die Hand nach mir ausstrecke. Ich wollte mir Rechenschaft geben, warum ich den Jungen so rasch hatte gehen lassen, ob wirklich etwas Neues, Unheimliches schon an mich herangekommen sei oder mir feindlich drohe. Vergeblich bemühte ich mich, die Dinge in Zusammenhang zu bringen. Mein Denken war gelähmt, ich fühlte nur, daß mich zu frieren anfing in der überheizten Spitalatmosphäre und daß ich instinktiv irgendwo einen Ausweg suchte aus dem drückenden Dunkel, das sich plötzlich von allen Seiten an mich heranzudrängen schien ...

So war ich wieder in die Nähe des Tagesraumes gelangt. Vielleicht wollte ich hineingehen, um mich durch die allgemeine Unterhaltung aus der schreckhaften Betäubung wecken zu lassen, vielleicht wollte ich nur den Buben herausholen, um ihm zu versichern, daß ich durchaus nicht blind sei. Ich wußte selbst nicht, was ich wollte. Da hörte ich den großen, schweren Bäckermeister, der französische Laute nur ungern ertrug, ärgerlich fragen: „Was schwatzt der Bub da von Monsieur Aveugle?"

„Er meint damit den blinden Herrn," war die Antwort der gutmütigen dicken Krämerin.

Ich ging nicht hinein. Die Türen abzählend tastete ich mich wieder zurück zu meinem Zimmer, wo ich mich auf dem Liegestuhl ausstreckte und mechanisch wiederholte: „Monsieur Aveugle, der blinde Herr!"

Jetzt konnte ich wieder denken. Das war es, was ich bei der gegenwärtigen Zusammensetzung der Augenkranken in der Klinik vermißt hatte. Es waren ja sonst alle da, die leicht und schwer Erkrankten, die sogenannten Sorgenkinder der Schwester Hedwig; nur einen hatte ich bis jetzt noch nicht bemerkt, den Blinden. Immer war er da gewesen, wenn ich hier einen längern oder kürzern Aufenthalt machen mußte, der Blinde. Immer war ein Patient da, der nichts sah, von dem man wußte, daß ihm nicht zu helfen sei — immer nur einer. Und es war ein geheiligtes Vorrecht aller übrigen Patienten, den Blinden, wo er sich nur zeigte, auf dem langen Korridor am Arme zu fassen und hinauf- und hinunterzuführen, um so der mitfühlenden Hilfsbereitschaft Ausdruck zu verleihen und zugleich allen andern den Beweis zu leisten, daß man bei der eige-

Martha Stettler, (Bern) Paris. In Verkleidung.

nen, wenn auch vielleicht schweren und hartnäckigen Erkrankung lange nicht so schlimm dran sei wie er, der Blinde. Ja, manchmal gab es eine förmliche Jagd nach ihm, man lauerte ihm auf an halbgeöffneten Türen. Wer ihn zuerst erreichen konnte, der war der Sieger. Ich erinnerte mich jetzt, wie ich früher mit stiller Heiterkeit einem solchen Wettrennen nach dem Blinden zugesehen und die enttäuschten ärgerlichen Mienen der Unterlegenen beobachtet hatte. Gerade die alten, mitleidvollen Starpatientinnen kamen fast immer zu spät und zu kurz bei diesem edeln Wettstreit, und es gab oft tiefe Verstimmung und scharfe Bemerkungen über das Jagdglück der Jüngern und Leichtfüßigen. Vor drei Jahren freilich hatte sich der Blinde, ein alter, aber geistesfrischer Schulmeister, durchaus nicht nach Vorschrift benommen. Hartnäckig lehnte er jede Führung ab, und die empörten Mitpatienten konnten ihre Schadenfreude nicht verhehlen, als er sich einmal in das Zimmer einer nervösen ältern Dame verirrte und sich dort ohne weiteres zum gewohnten Mittagsschläfchen aufs Bett legte.

Das war vor drei Jahren. Aber jetzt, hatte die Gesellschaft da drüben wirklich ein Recht, mich zum Blinden zu machen? Daß sie dies tat, darüber hatte ich keinen Zweifel mehr. Die Frage des welschen Buben hatte mir Klarheit gebracht, völlige Klarheit über den Platz, den ich in der Privatklinik einzunehmen hatte. Gestern noch, als sich gleichzeitig zwei Frauen meiner bemächtigt und wir so, rechts die kleine runde Krämerin vom Lande, links die lange dürre Hausbesitzerin aus der kleinen Stadt, wohl fünfundzwanzigmal den unendlich langen Korridor auf- und abpendelten, war ich ohne alle Hintergedanken. Ich sagte mir nur, besser ein Wackelmenuett mit den beiden wohlmeinenden, überaus gesprächigen Matronen als die Begleitung des allwissendöligen Versicherungsagenten, der mich immer abzufangen suchte und, wenn es ihm gelang, beim Führen meinen Arm fest an sein fettes Bäuchlein preßte. Der war mir eklig. Ich ergriff jedesmal die Flucht, wenn ich irgendwo das Schlurfen seiner Pantoffeln hörte; aber er wußte mir geschickt den Weg zu verlegen, oder ich lief ihm, in verkehrter Richtung entweichend, erst recht ins Garn. Bei alledem war mir noch kein böser Verdacht, keine Ahnung über die Rolle gekommen, die ich schon seit Tagen zu größter Zufriedenheit aller Mitwirkenden zu spielen begonnen hatte. Wohl war mir aufgefallen, daß selten einer nach meiner Krankheitsursache, niemand nach den Heilungsaussichten fragte, und doch war dies für alle der unerschöpfliche, nie versiegende Gesprächsstoff von früh bis spät, eine Art Inquisition auf Gegenseitigkeit.

Warum aber war ich erst jetzt zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen? Es waren doch schon mehrere Wochen verflossen, seit mir die letzte Verbindung mit dem Sichtbaren verloren gegangen.

Als schon alles andere in Grau und Nebel verschwunden war, hatte ich, zwar etwas verschwommen, die regelmäßige Bewegung meiner schwarz beschuhten Füße und ganz zuletzt noch das sonnenbeschienene rote Samtkäppchen meiner Kleinsten wahrgenommen. Darauf hatte sich geräuschlos der Vorhang geschlossen, ohne daß mich einen Augenblick die Zuversicht verlassen hätte, daß er in absehbarer Zeit wieder weggezogen würde. In dieser Ueberzeugung hatte ich auch die Klinik betreten zu einem langen, aber, wie mir selbstverständlich schien, erfolgreichen Aufenthalt.

Ein Traum war es, der mich schon seit vielen Wochen allnächtlich in dieser Zuversicht mächtig bestärkt hatte. Immer derselbe Traum, den ich im Schlafe selbst in feierlicher Stimmung erwartete: Ich stand in unserm Garten und entdeckte mit dem Gefühl unbeschreiblicher Genugtuung, daß ich erst die roten und gelben Hochstammrosen, dann die feinen Gräser des englischen Rasens und zuletzt mit besonderer Klarheit die Formen jedes einzelnen kleinen Kieselsteines der Gartenwege, wenn auch alles in abgeschwächten Farben, erkennen konnte. Wenn ich darauf, immer noch träumend, zur Nachprüfung der beglückenden Tatsache den Blick aufwärts nach den Wolken richtete oder mit besonderm Verlangen ein Fleckchen blauen Himmels suchte, versagte das Auge. Das ist noch eine kleine Beschränkung des Sehvermögens, tröstete ich mich, die mit

der völligen Klärung des Glaskörpers verschwinden wird. Merkwürdig war dabei, daß ich nie am Anblick meiner Angehörigen, nie an Menschen die Wiederkehr des Sehens feststellen konnte. Immer waren es rote und gelbe Rosen, grüner Rasen und silbergraue Kiesel! Beim Erwachen erfüllte mich nach der ersten kurzen Enttäuschung der Gedanke, daß nur ein unbezwinglich starker Wille zur Genesung dieses Traumbild immer wiederkehren lasse und daß dieses mächtige Verlangen die Genesung auch wirklich verbürge. Warum drängte sich mir jetzt plötzlich eine ganz andere Deutung auf?

Im Alter von sechzehn Jahren hatte ich einen Bruder verloren. Er war mir von meinen Geschwistern im Alter und Verständnis der Nächststehende. Bald nach seinem Tode, der mir den ersten großen Trennungsschmerz brachte, begann ich von meinem Bruder zu träumen. Wir waren dann zusammen ganz wie sonst, besprachen unsere Schulerlebnisse oder arbeiteten zusammen an der Drehbank, alles, wie wir es noch wenige Wochen zuvor miteinander getan hatten. Ein tiefes Glücksgefühl beherrschte mich bei diesem Zusammensein, eine andächtige Bewunderung für alles, was mein Bruder sprach oder tat. Wie er beim Drehen den Meißel anfaßte, den Schraubstock anzog, jede seiner Bewegungen schien mir so feierlich und bedeutsam, wie ich nie zuvor etwas erlebt. Und doch verließ mich im Traum selbst nie ganz das Bewußtsein, daß er mich nach schwerem Sterben verlassen. Viele Wochen, ja Monate hindurch wiederholte sich dieser Traum, zuletzt in größern Zwischenräumen, und schließlich entschwand er so leise, daß ich sein Aufhören kaum bemerken konnte.

So war wohl auch mein Genesungstraum keine Bürgschaft für die Erfüllung meines großen Verlangens, kein gültiger Wechsel auf die Zukunft. Eine Tote, die erstorbene Sehkraft war es, die mich nachts besuchte, um mir das Scheiden von Licht und Farbe, die Trennung vom sichtbaren Leben zu erleichtern. Bald würden die Rosen verblassen und Wege und Rasen in grauem Nebel zusammenfließen.

Im Korridor draußen ließen sich nahe meiner Tür die schlurfenden Schritte des Agenten vernehmen. Sie waren nicht zu verkennen. Der eine Pantoffel klappte bei jedem Auftreten, und diese Verbindung von Schlurfen und Klappen kennzeichneten auch den geistigen Inhalt des widerlichen Renommisten. Etwas ferner gegen den Tagesraum hin, konnte ich deutlich das gewichtige Auftreten des Bäckermeisters, die breite, behagliche Unterhaltung der ältern Frauen und etwas näher schon den leichtfüßigen Schritt der gescheiten jugendlichen Philologin unterscheiden. Gestern noch hätte ich mir gesagt, es sei Zeit zum gewohnten Abendspaziergange vor dem Essen, und ich hätte mich erhoben zur Beteiligung an der allgemeinen Unterhaltung und Körperbewegung. Heute wußte ich es besser. Sie alle da draußen waren auf der Lauer nach dem Blinden. Mit beiden Händen klammerte ich mich fest an meinen Liegestuhl. Heute wenigstens sollten sie mich nicht kriegen, heute niemand.

Eine feine Nase hatten sie, meine Mitpatienten! Sie wußten wohl alle schon, daß meine ärztliche Behandlung, die mir früher so gute Erfolge gebracht, jetzt nichts anderes bedeutete als die Wiederbelebungsversuche bei einem Ertrunkenen, dessen Leben unwiederbringlich entflohen. „Monsieur Aveugle" — das war gut gesagt von dem Jungen. Mein früherer Name war wirklich entbehrlich geworden. Nach meiner Heimkehr würde ich ja doch in der nähern und weitern Umgebung der blinde Herr, vielleicht auch nur der Blinde heißen und mich mit dieser Vereinfachung meines Namens abfinden müssen.

Mich fing an zu frösteln. Ich erhob mich, und in dem hindernisfreien Raume zwischen Fenster und Türe rasch auf- und niedergehend bemühte ich mich mit Aufbietung aller Willenskraft meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Auch ein Kindeswort, als Erinnerung ganz unvermittelt auftauchend und doch vielleicht unter der Oberfläche schon längere Zeit verborgen, nur diesen Augenblick erwartend, kam mir zu Hilfe. In weiter Ferne ließ es mich einen Lichtschimmer erkennen; weit, weit weg mußte es sein, das Licht, und doch von großer Kraft, da es durch so dichtes Dunkel zu mir zu dringen vermochte.

Mein damals wenig über sechs Jahre altes Töchterchen war eben aus der Schule heimgekommen. Ich saß in meinem Zimmer mit völlig gesunden Augen lesend und hörte die Kleine ins Nebenzimmer treten.

„Mutter," rief sie eifrig, „Mutter, ich habe ein Gedicht gemacht!"

„Du hast ein Gedicht gemacht, so sag's einmal!" war die lachende Antwort meiner Frau, und gespannt hinhorchend hörte ich des Kindes feierliche Stimme:

„Ein blinder Mann ist blind;
Gott kann machen, daß er wieder sieht!"

Das war das Gedicht! Meine Frau und ich, wir waren beide betroffen von dem Inhalt dieser Worte und mehr noch von dem Ernst und dem Nachdruck, den die sonst so übermütige Kleine hineingelegt hatte. Erst sprachen wir noch gelegentlich von dieser seltsamen Gefühlsäußerung unseres Kindes, dann dachten wir nicht mehr daran, auch dann nicht, als sich bei mir mehrere Jahre später das Augenleiden zu entwickeln begann.

„Ein blinder Mann ist blind!" Andern mochte die Selbstverständlichkeit dieser Worte nichts Besonderes sagen; denn nur er, der blinde Mann, weiß es, daß es nur ein Wort gibt, das alles zusammenfassen kann: das Ausgestoßensein aus dem reichen Leben der sichtbaren Welt, das grauenvolle Bewußtsein, erloschene, vielleicht jahrzehntelang vor dem Tode schon gebrochene Augen mit sich herumzutragen, und das Bitterste, kaum Auszudenkende, die Unmöglichkeit, je wieder auch nur einen kurzen Augenblick in klare liebe Augen sehen zu können! Nur ein Wort vermag das ganze Entsetzen in sich zu bergen: er ist nicht unglücklich, nicht einsam verlassen, nicht trostlos elend, der Blinde, er ist blind! Die ganze erbarmungslose Unerbittlichkeit der ersten Hälfte ihres Gedichtes mochte damals der Kleinen ohne klare Erkenntnis die Kindesseele schwer bedrückt haben; sie fühlte es, irgendwo mußte ein Ausweg zu finden sein, und so endete sie in fester Zuversicht aufatmend: „Gott kann machen, daß er wieder sieht!"

Immer noch waren draußen die Schritte der Auf- und Niedergehenden zu vernehmen; sie kümmerten mich nicht. Es war wohl dunkel geworden in meinem Zimmer; ich bemerkte es nicht. Mit geschlossenen Augen sah ich nach einem fernen Licht ...

Henri Frédéric Amiel.

Nachdruck verboten.

Ein biographischer Versuch mit Uebersetzungsproben*).

I. Biographisches.

„Tu n'as qu'un seul moyen d'avoir raison, soit mort." Der dies schrieb, Henri Frédéric Amiel, hängte damit, bewußt oder unbewußt, eine Schicksalstafel über sein eigenes Menschen- und Gestaltergeschick; denn wie wenig andere erfuhr er die Wahrheit dieser Maxime.

Der Genfer Philosophieprofessor Amiel ist keiner von den ganz Großen, er gehört nicht zur Phalanx jener gewaltigen Denker und Dichter, die unser enges Menschendasein mit Werken und Werten von Ewigkeitsdauer bereichert haben; aber er war ein stiller Dulder, ein ernster, guter und tapferer Mensch, dessen ganzes Leben ein Ringen und Kämpfen um Schöngestaltung, um höchste menschliche Gediegenheit war. In seiner Seele waren Befähigung und Wollen zum Größten und Höchsten in reichem Maße vorhanden; aber ein widriges Schicksal und eine unglückselige Veranlagung versperrten ihm den Weg zu freiestem Schaffen und zum Erfolg.

Wenigen wird heute der Name Amiel bekannt sein. Und doch verdient er diese Vergessenheit nicht. Er wurde am 27. September 1821 in Genf geboren. Seine Familie stammte ursprünglich aus dem Languedoc, von wo sie — als Bekenner des reformierten Glaubens — der Widerruf des Edikts von Nantes vertrieben hatte. Zuerst in Neuenburg, dann in der Waadt wohnhaft, erlangte der Großvater Amiels im Jahr 1790 in Genf das Bürgerrecht. Sie scheinen eine tüchtige Rasse gewesen zu sein; denn schon nach wenigen Jahrzehnten bringen es die Amiels in Genf zu großem Ansehen und Reichtum. Besonders der Vater unseres Dichter-Philosophen, Henri Amiel, war, wie aus Aufzeichnungen und Briefen des Sohnes her-

*) Zwei Bildnisse folgen in nächster Nummer. A. d. R.